



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Städtische Arten und Unarten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kann und nicht geleugnet wird, daß hier oft ein Widerstreit der Interessen stattfindet, Harmonie nur dadurch möglich wird, daß in dem einen Falle das eine, in dem andern Falle das andre Element sich den Forderungen des Widerpartes ein- und unterordne, und das ist eben das, was ich behauptet habe. Wenn es im bürgerlichen Verkehr noch den dritten Ausweg des Kompromisses und der gegenseitigen Einbuße geben mag, so ist dies doch gerade eine Halbheit, eine bittere Notwendigkeit, unter welcher als einer unerwünschten das Interesse der Schönheit nur leiden kann. Denn ein ganz andres ist es, wenn ein Kunstwerk den Anschein erweckt, es habe eine solche Unterordnung nicht stattgefunden, wenn aus der Not eine Tugend gemacht wird, als wenn mit allen theoretischen Konsequenzen bestritten werden soll, daß ein solches Einfügen in unwillkommene Bedingungen stattgefunden habe; ein andres ist es z. B., wenn die in der Architektur unvermeidliche Giebelform vom Plastiker möglichst günstig ausgenutzt wird, als wenn die Giebelform an sich als dankbare Form der Umrahmung hingestellt werden soll. Man gebe sich also sowohl theoretisch wie praktisch etwas genauer Rechenschaft, und eins wird das andre lediglich bestätigen. Theoretisch stellt sich die Sache, wie hier erörtert worden ist, dar; aber auch praktisch wird der Maler finden, daß sich sein Gebilde entweder aus der Formenempfindung allmählich bis zur deutlichen Farbenempfindung, oder aus einer gewissen deutlichen Farbenempfindung zu konkreter Formengestaltung in der Phantasie, eventuell selbst auf der Leinwand entwickelt.



Städtische Arten und Unarten.



Es ist doch eine schöne Sache, durch die Straßen einer saubern, ansehnlichen Mittel- oder Großstadt zu schlendern. Wie angenehm geht sich nicht auf dem glatten Bürgersteig — auf Deutsch „Trottoir“ genannt! wie zum Beschauen verlockend winken nicht von allen Seiten die Auslagen der Kaufläden und selbst der Handwerks-geschäfte! wie unterhaltend ist nicht die Begegnung mit lauter unbekannten, häufig aber doch aus diesem oder jenem Grunde uns ein flüchtiges Interesse einflößenden Personen!

Ja, wer so zum „Flanieren“ Zeit hat, für den ist hier stets „Amusement“, und es ist wohl begreiflich, daß sich in den größern Städten, wo uns alle diese Annehmlichkeiten in höchster Vollendung entgegentreten, eine förmliche Trottoir-frankheit ausbildet, deren Symptome in einem ungeduldigen, durch nichts andres

zu stillendem Verlangen nach dem täglichen Trottoir-Spaziergange bestehen. Freilich fehlt es auch diesem Paradiese nicht an der Schlange, zumal wenn man nicht „das einträgliche Geschäft eines Rentiers betreibt“ und nicht über ungemessene Zeit verfügt, sondern in einer bestimmten Zahl von Minuten die und die Strecke zurücklegen muß. Dann giebt es allerhand Störungen, gerade weil so viele Leute über die „Trottoirs“ wandeln, und weil viele darunter sind, denen es auf eine Viertelstunde mehr oder weniger nicht ankommt, ja immer einige da heruntreten, die sich offenbar freuen, hier die Zeit so behaglich totschlagen zu können. Da geht im dichtesten Gedränge vor mir ein Herr, der jedenfalls nicht an der Schwindtsucht sterben wird; ihn zu überholen wäre leicht, denn er hat keine Eile, aber an ihm vorbeizukommen ist sehr schwer, weil er einen ansehnlichen Teil der Wegbreite ständig ausfüllt und der neben ihm noch verbleibende Spielraum meist nicht genügt. Oder noch schlimmer: versperrt mir da Arm in Arm ein stattliches Pärchen den Weg; man sieht den Leutchen auf den ersten Blick an, daß man ihnen nicht „guten Appetit“ zu wünschen braucht, daß es aber geraten ist, da, wo sie sich niederlassen wollen, für recht handfeste Stühle zu sorgen. Ein solches Pärchen kann einem zum „Büreau“ oder „Komtoir“ hastenden Menschen das Vorwärtskommen recht sauer machen. Das alles sind nun kleine Unglücksfälle, über die niemand sich zu beklagen ein Recht hat. Nun giebt es aber auch Dinge, die unangenehmer sind. Auf schmalem, aber desto belebtem Fußsteige eile ich meines Weges, und möchte gern jenen Herrn da hinter mir lassen. Er ist auch nicht gerade dick — aber er hat eine merkwürdige Geschicklichkeit, möglichst viel Raum von der Straße wegzunehmen. Nie geht er hart am Rande oder dicht an den Häusern hin, sondern immer läßt er kunstvoll so viel Raum, daß man denselben zwar niemals benutzen kann (dazu ist doch zu wenig), aber doch fortwährend der Hoffnung lebt, es werde einmal glücken, mit Benutzung dieser offenen Stelle vorbeizukommen. Und auch dieses Geschäft kann noch mit einem ganz andern Nachdruck von einem Pärchen verrichtet werden, in der Weise nämlich, daß zwei nebeneinander gehende Personen sich nicht unterm Arme fassen, es auch nicht für erforderlich halten oder vielleicht nicht lieben, durch dichtes Nebeneinander den Anschein der Vertraulichkeit zu erwecken, sondern ein Pärchen par distance bilden. Es ist unglaublich, welche Geschicklichkeit zwei Personen in dieser Art von Gemeinsamkeit im Sperren einer Straße entwickeln können. Zuerst kommt ein Stück leerer Raum, wie oben gezeigt, gerade groß genug, um den Wegfall desselben bitter zu empfinden, aber nicht groß genug, um andern Menschen, als etwa einem flinken Jungen, das Vorüberschlüpfen zu gestatten; dann kommt der eine; darauf wieder ein leerer Raum, zu dem Versuche des Durchkommens stets verlockend, aber doch durch das unvermeidliche „Anstoßen“ wieder zurückschreckend; hierauf der andre; endlich noch ein schmaler Zwischenraum bis zu den Häusern, welcher fortwährend durch das entgegenschlappende Publikum in Anspruch genommen wird. Bei feinerer künstlerischer Ausbildung ihres Geschäfts bringen es die beiden Herren noch weiter; einer bleibt zuweilen einen flüchtigen Augenblick stehen, um auf ein Schaufenster einen Blick zu werfen, oder beide wissen durch Feueranmachen ein paar Sekunden zu verlieren oder auch eine, zwar sehr rasche Begrüßung doch so umständlich wie möglich auszuführen — alles das, ohne beileibe ein wenig Platz zu machen. Die höchste Stufe der Vollendung aber wird erreicht, wenn eine der beiden Personen (es ist gewöhnlich eine weibliche) auch noch ein paar Kinder an sich hängen hat. Es ist geradezu wunderbar, welches Geschick in solchen Fällen in möglichst störenden Arrangements entfaltet werden kann, und mit welchem tiefen Verständnis die lieben

Kleinen dies durch rastloses Hin- und Herwackeln, durch Losschießen bald auf dieses, bald auf jenes Ladenfenster zc. unterstützen. Mit einem Seufzer giebt man dann den vergeblichen Kampf auf und stapft auf die Fahrbahn hinab, um durch deren Benutzung, indem man ziemlichen Schmutz und einige Gefahr mit in Kauf nimmt, des Hindernisses endlich Herr zu werden. Damengesellschaften, drei und noch mehr Damen unverbrüchlich nebeneinander, leisten im Versperren des Weges gleichfalls bedeutendes, aber die Krone gebührt doch den vorhin geschilderten Kombinationen.

Vielleicht denkt mancher: nun, an der Sache ist ja etwas wahres, aber man muß doch schon ein arger Hypochonder oder vielmehr ein galliger Misanthrop sein, um solche Kleinigkeiten zu bemerken und sich darüber zu ärgern. Aber das trifft in diesem Falle entschieden nicht zu. Der dies schreibt, ist im Grunde ein fröhlicher Sanguiniker, der sich in schweren Schicksalsläufen immer ein gutes Stück Lebensmut und Freudigkeit zu bewahren gewußt hat, der aber wirklich nicht einsieht, warum den Leuten nicht auch in dieser Hinsicht der Mangel an guter Lebensart einmal vorgehalten werden soll. Die Höflichkeit des Großstädtlers kann aus guten Gründen nicht darin bestehen, daß er sich mit jedem Unbekannten in ein Gespräch einläßt oder bei tausend unbedeutenden Anlässen verbindliche Redensarten wechselt; sie muß sich darin geltend machen, daß er das Seinige nach Kräften dazu beiträgt, die Unnehmlichkeiten des großstädtischen Lebens recht vielen Menschen zugänglich zu machen. Zu den allerwesentlichsten dieser Unnehmlichkeiten aber gehört es auch, sich auf den Straßen bewegen zu können, ohne hierbei durch andre mehr als nötig gehemmt zu werden. Ein höflicher Berliner sagte uns einmal: der Großstädtler habe auch hinten Augen, um nicht nur auf die ihm entgegen, sondern selbst auf die hinter ihm her kommenden Rücksicht nehmen zu können; aber so richtig dies in gewissem Sinne ist und so sehr es z. B. anerkannt werden muß, daß man auf der Pferdebahn gewöhnlich auf das höflichste Entgegenkommen rechnen darf, so läßt doch selbst in Berlin und noch mehr in den meisten andern Städten diese Art großstädtischer Höflichkeit sehr zu wünschen übrig. Das könnte, sollte und müßte sich jeder „Flaneur“ selbst sagen, daß auch hier das Wort gilt: „Was du nicht willst, das man dir thu, das füg auch keinem andern zu.“ Traurig genug, daß viele Leute dies garnicht zu begreifen scheinen, und daß in unsern großen Städten gerade in dieser Hinsicht ein wahrhaft flegelhafter Ton einreißen zu wollen scheint. Es ist doch üblich, daß von zwei Begegnenden jeder etwas zur Seite weicht; man braucht aber nur über eine etwas belebte Straße zu gehen, um sich zu überzeugen, daß sehr viele Leute ihren Teil des Ausweichens erst dann vollziehen, wenn es handgreiflich geworden ist, daß der Begegnende auf Grobheit mit Grobheit antworten wird. Der Verfasser dieser Zeilen ist von Haus aus ein höflicher Mensch, aber das Verhalten vieler Leute beim Begegnen auf der Straße hat ihm schon so oft die Galle erregt, daß er zuweilen mit dem Entschlusse ausgeht, heute einmal alle Höflichkeit beiseite zu setzen und gerade so rücksichtslos zu sein wie die andern; merkwürdigerweise ist er dann immer am besten durchgekommen. Aber ist dies wünschenswert? Wird das ein idealer Zustand sein, wenn jeder nur darum nicht gestoßen wird, weil er sich entschlossen zeigt, sofort wieder zu stoßen? Oder würde nicht doch die Gesamtheit am besten wegkommen, wenn jeder von vornherein auf die Straße die gleiche Höflichkeit mitbrächte, die er zu Hause, ja selbst im Wirtshause für selbstverständlich hält? Jeder Gefittete wird bestätigen, daß hieran sehr viel fehlt.

Ein andres Bild! Wir find auf dem Bahnhofe, zehn Minuten vor Abgang

eines Zuges. Versetzen wir uns in die Lage eines Mannes, der soeben in den Wagen — auf Deutsch „Coupé“ genannt — eingestiegen ist, sichs bequem gemacht hat und nun überlegt, ob er vielleicht noch Zeit zu einem raschen Trunkte oder auch zu etwas anderm hat. Da steigt ein Mann in mittlern Jahren zu ihm ein, und gleichzeitig pflanzt sich eine Schaar von vier oder fünf Damen aller Lebensalter, denen sich auch noch ein junger Mann und einige Kinder zugesellen, vor die Wagenthüre. Auf nochmaliges Aussteigen ist jetzt natürlich zu verzichten, und das Unglück ist auch vielleicht nicht groß. Aber wehe, wehe! jetzt geht die Abschieds- nehmerei los. Die älteste Dame beginnt: „Nun, lieber Karl, halte dich nur immer gut eingewickelt, damit du deine Erkältung endlich los wirst. Gieb auf deine Sachen gut acht; du hast fünf Stück.“ — „Ja ja, gewiß, Mama.“ — „Und unterwegs nicht zu lange mit dem Essen, trinke aber nicht mehr als eine halbe Flasche Wein; du weißt, es bekommt dir nicht.“ — „Versteht sich, Mama.“ — „Und schreibe uns sobald wie möglich; schreibe uns auch, wie die Reise abgelaufen ist.“ — „Gewiß.“ Darauf beginnt die Rolle einer andern Dame. „Vergiß nur ja nicht, lieber Karl, Onkel Fritz von uns allen zu grüßen. Auch Tante Annelie, und Rosa, und Fräulein Ottilie.“ — „Werde alles besorgen.“ — „Ach, und natürlich grüße auch Vottchen und Emil.“ — „Gewiß, gewiß.“ — „Und erzähle ihnen alles, was hier passiert ist.“ — „Alles.“ Wieder eine andre Dame. „Nicht wahr, lieber Karl, du wirst alles besorgen, was wir dir mitgegeben haben?“ — „Kannst dich fest darauf verlassen.“ — „Und wirst uns alles mitbringen, was du versprochen hast?“ — „Kein Stückchen soll fehlen.“ — „Und uns recht viel erzählen von B.“ — „hm, hm.“ — „Was sagtest du, lieber Karl?“ — „O nichts — ich meinte nur so. Ja ja, ich erzähle euch alles.“ Jetzt tritt ein Backfisch vor. „Und gieb nur ja recht acht, Onkel Karl, daß du für mich auch genau die rechte Farbe nimmst.“ — „Ja, Ella, wie wir's besprochen haben.“ — „Nein, wie ich dir's zuletzt noch gesagt habe.“ — „Nun ja, natürlich, das meine ich ja.“ — „Ja, euch Männern ist das alles egal.“ — „Und vergiß auch meine Kollektivgrüße nicht auszurichten, Karl, du weißt schon wo,“ ruft verschmüht lächelnd der Bruder Studio, denn als solchen haben wir den jungen Mann inzwischen erkannt. Karl nickt dem Bruder lächelnd zu und fühlt sich ermutigt, einmal herzlich zu gähnen. „Hast du nicht gut geschlafen, Karl?“ fragt besorgt die Mutter. — „Doch, ganz vortrefflich.“ — „Nun, unterwegs kannst du ja im schlimmsten Falle etwas Schlaf nachholen. Du hast doch den Plaid und die Decke bei dir?“ — „Ei natürlich, das wißt ihr doch.“ — „Ist auch alles gut verpackt?“ — „Ja.“ Karl sucht einen zweiten Gähnanfall zu überwinden und verzerrt krampfhaft das Gesicht, aber vom Fenster abgekehrt, damit es niemand sieht. Selbst im Kreise der Damen bemerkt man jene Starrheit der Gesichtszüge, die hie und da schon in ein bedenkliches Zucken übergehen will; aber mit Todes- verachtung halten sie Stand. Plötzlich kommt einer ein rettender Gedanke. „Du könntest auch den alten Doktor von uns grüßen, nicht wahr, Karl?“ — „Und seine Frau, natürlich!“ fügt eine andre hinzu. Plötzlich wendet sich Mama erschrocken um. „Ach Gott, hätte ich's doch fast vergessen, und von euch allen erinnert mich auch niemand! Vergiß um's Gotteswillen nicht Schulzes zu grüßen, Karl; sie sind immer so liebenswürdig gegen uns gewesen.“ — „Und auch Müllers, Karl!“ ruft mit humoristischem Ausdruck Bruder Studio, wofür ihn ein strafender Blick der Mama zu Teil wird. Da ertönt die Mahnung des Schaffners: „Einsteigen, meine Herrschaften!“ — „Nun lebt alle recht wohl!“ sagt Karl mit erleichterter Miene, und benutzt die Gelegenheit, um dem im Wagen sitzenden andern Herrn, an dem die ganze Flut des Abschiednehmens vorübergegangen, einige entschuldigende Worte

zu sagen, was zugleich den Vorteil hat, daß der nun beginnende letzte Sturm auf das Trittbrett und seine Hand etwas abgekürzt wird. Die Thüre wird geschlossen, alles atmet auf. „Nun adieu! adieu! glückliche Reise! vergiß nicht —“ — „Fertig!“ Die Abfahrtsglocke läutet, der Zug setzt sich in Bewegung; aber so weit wie möglich bleiben die Damen dem Wagen zur Seite, und — ist es Täuschung oder Wirklichkeit — noch aus der Ferne tönt ein mehrstimmiges „Vergiß nicht — vergiß nicht —“ dem Zuge nach.

Gott sei Lob und Dank! seufzen beide Herren aus tiefer Brust und denken sich das ihrige. Und doch ist es hier noch gnädig abgegangen. Nicht nur ist das massenhafte Rüffen dem unglücklichen Reiseopfer diesmal erspart geblieben, sondern es sind auch nicht (wie es doch bei unzähligen Anlässen unter den unglaublichsten Nebenumständen beobachtet werden kann) allerhand intime Familienangelegenheiten coram publico verhandelt worden. Und doch, wie beleidigend sind schon solche Szenen, wie die geschilderte, für das, was wir den guten Geschmack des geselligen Lebens nennen möchten! Was hat, ums Himmelswillen, diese Abschiednehmerei für einen Zweck? Es mag ja vorkommen, daß tiefe, warme Neigung es sich nicht versagen will, bis zum letzten Augenblicke bei dem Abreisenden auszuharren, oder daß es sich um einen Abschied auf Jahre, ja vielleicht für das ganze Leben handelt, oder daß irgendein außerordentlicher Umstand, etwa die Gefahr krankhafter Zufälle, unter der der Abreisende leidet, dazu veranlaßt, ihm das Geleit zu geben; in allen diesen Fällen wird niemand etwas einwenden, und die meisten Menschen werden sich solchen Verhältnissen gegenüber auch schonend zu benehmen wissen. Die Dinge aber, die wir gewöhnlich bei solcher Gelegenheit anhören müssen, lassen sich sicherlich in zwei Kategorien teilen: in solche, die niemand außer dem Kreise der Familie etwas angehen, und hinsichtlich deren es geradezu als eine Verirrung bezeichnet werden muß, den prosaischesten, unbehaglichsten und öffentlichsten aller Orte als geeignet zur Preisgabe der diskretesten Erörterungen anzusehen, und in solche, die überhaupt gar keinen Zweck haben.

Auf manchen süddeutschen Bahnhöfen besteht (oder bestand) die Einrichtung, daß der Perron nur von denen betreten werden durfte, die ein Fahrbillet besaßen; hatte man eine ernsthafte Veranlassung, jemand nicht vor Abfahrt des Zuges zu verlassen oder ihn gleich nach Ankunft desselben in Empfang zu nehmen, nun so löste man sich ein Billet bis zur nächsten Station. Welche Segenswünsche, und nicht zuletzt auch derer, die heute die unsinnige Sitte mitmachen, weil sie sich nicht ausschließen wollen, das Unsinnige aber sehr wohl erkennen, würden nicht laut werden, wenn diese Einrichtung verallgemeinert würde!

Weiter im Texte. Es ist Winter. Regen, Schnee und Frost lösen einander in unliebsamem Turnus ab, und die Straßen bewahren in der Erscheinungen Flucht nur die eine feststehende Eigenschaft, schlüpfrig zu sein. Vorsichtig schreitet man dahin, mit Stod oder Schirm und behandschuhten Händen auf die Gefahr des Ausgleitens gerüstet, und preist sich glücklich, wenn man wieder einmal in schwierigen Stadtteilen einen längern Weg zurückgelegt hat, ohne zu fallen. Dauert dieser Zustand längere Zeit an — und die schändlichsten Zustände haben bekanntlich ein merkwürdiges Beharrungsvermögen —, so tritt die seltsame Paradoxie ein, daß man zu seiner Abhilfe ein tüchtiges Glätteis herbeiwünscht; denn sobald dieser extreme Fall eintritt, zeigt sich ja die öffentliche Fürsorge in vollstem Glanze. Dann muß die Straße mit Sand, oder wie es hier und da abscheulicherweise üblich ist, mit Asche bestreut werden; der Säumige wird gemahnt, in Strafe genommen, und hier und da kommt es sogar vor, daß noch einmal nachgesehen wird, ob auch alles in

Ordnung ist. Ach, wenn doch in den Zwischenzeiten, wo kein Glätteis ist, die Straßen aber und besonders die Trottoirs doch jedes wünschenswerte Maß von Glätte aufweisen, auch ein Teilchen solcher Fürsorge Platz griffe! In den meisten Städten geht allerdings eine unverbürgte Sage, daß, sobald die Trottoirs glatt sind, die Vorschrift des Sandstreuens unter allen Umständen in Kraft trete; aber mag nun diese Vorschrift bestehen oder nicht — gehandhabt wird sie, soweit unsre Kenntnis in deutschen Städten reicht, nur ganz vereinzelt. Es scheint überhaupt gerade in diesem Punkte, bei dem es sich um die Arme und Beine der Mitbürger handelt, eine merkwürdig laxe polizeiliche Praxis zu walten; in der Stadt z. B., die der Verfasser gegenwärtig zu bewohnen das Glück hat, ist erst kürzlich wieder mit großem Nachdruck an die polizeiliche Vorschrift erinnert worden, daß bei Frostwetter kein Wasser über die „Trottoirs“ getragen werden soll — sehr zweckmäßig, weil noch so geringe verschüttete Mengen sich sofort zu gefährlichen glatten Flächen gestalten —, aber an Handhabung derselben denkt kein Mensch, man kann fortwährend diesen Unfug und seine Folgen beobachten.

Die Hauptursache des Ausgleitens ist freilich, hier wie wohl überall, eine andre: es ist das Schusseln (Schleifen, Glitschen, Schliddern) der lieben Schuljugend. Sobald sich irgendwo die Möglichkeit zeigt, gehts los; die verehrlichen künftigen Vaterlandsverteidiger und deutschen Jungfrauen halten dann jeden Schritt für verloren, den sie nicht schusselnd zurücklegen, bis jede nicht besreute Stelle, welche halbwegs glatte Stellen aufzuweisen hat, sich in einen Spiegel verwandelt.

Wir sehen schon die halb verwunderten, halb empörten Blicke, die hier auf uns geworfen werden. „Wie, den armen Kindern soll das harmlose Vergnügen verboten werden? Das geht doch über alles Maß?“ Bitte um Verzeihung, es geht über alles Maß, daß der Leichtsinn unsrer Schuljugend, durch den noch weit strafwürdigeren Leichtsinn der Erwachsenen unterstützt, jedes Jahr so und so viel Arm- und Beinbrüche und noch schlimmere Unfälle verschuldet. Es fällt niemand ein, den Kindern das Schusseln verbieten zu wollen; bei uns zu Hause haben sich die Lehrer selbst an die Spitze dieser lustigen kleinen Übung gestellt. Es giebt auch sonst genug Gelegenheiten dazu. Ueberall, wo Schlittschuh gelaufen wird, läßt sich auch eine Schleifbahn anlegen, und es wird kaum eine Gasse, ja kaum ein Haus geben, in dessen unmittelbarer Nähe sich nicht etwas derartiges in einer Weise, welche geduldet werden kann, herstellen ließe. Aber die Straße und gar das Trottoir belebter Städte ist dazu nicht da, und zwar umsoweniger, je schöner sich in den Augen unnützer Jungen die glatten, ebenen Platten hierzu eignen. Es ist arg genug, daß das eigne böse Bewußtsein, es seiner Zeit nicht besser gemacht zu haben, keinen andern Ausweg weiß, als auf Kosten des ganzen Publikums nun auch die heutige liebe Jugend gewähren zu lassen; Zustimmung und Unterstützung verdient diese seltsame Art von Gutmütigkeit, welche jährlich eine Menge von Leuten am Geldbeutel und an ihren gesunden Gliedern schädigt, damit nur gedankenlose Kinder sich keine Beschränkungen aufzuerlegen brauchen, sicherlich nicht. Gegen solche Unarten sollte endlich einmal mit Ernst vorgegangen werden: von der Schule, von der Polizei, vor allem auch vom Publikum; denn es ist klar, daß alle andern Maßregeln nichts nützen, ja nicht einmal zu nachdrücklicher Durchführung kommen werden, solange die Stimme des Publikums nicht auf Seiten der öffentlichen Ordnung und Sicherheit steht. Der Einzelne ist hier völlig machtlos. Man kann doch nicht jeden der kleinen Uebelthäter greifen und ihm eine Rede etwa folgenden Inhalts halten: „Mein wertgeschätzter junger Herr! Sie sehen mir weder dumm

noch bössartig aus, und werden daher hoffentlich meinen Darlegungen Recht geben. Diese Straße ist doch nicht bloß für Schulkinder, sondern auch für Erwachsene da, und auch unter diesen nicht bloß für solche, die flink und gewandt sind und sich am Ende auch über ein tüchtiges Ausrutschen mehr erheitern als ärgern würden, sondern auch für Dicke, für Schwerfällige oder sonst Unbehilfliche, für Zerstreute und Nachdenkliche, für Greise, für Kranke und Bresthafte, ja auch für Krüppel aller Art; und alle diese Leute müssen vielleicht ihren Weg zu Fuße zurücklegen, können weder fahren noch zu Hause bleiben. Sollen nun zahlreiche alte, schwache und kranke Leute in die augenscheinlichste Gefahr kommen, bloß damit Sie und Ihre werthen Spielkameraden nicht bis dahin zu warten brauchen, wo eine niemand belästigende Schleifbahn für Sie offen liegt, und wo jedermann seine Freude daran hat, wenn Sie dieselbe recht tüchtig benutzen?" Wir zweifeln gar nicht daran, daß der Inhalt dieser Rede, vom Lehrer vorgetragen und von der ganzen erwachsenen Welt zur Grundlage ihrer Anschauungen gemacht, sich auch für die Jugend wirksam erweisen würde; wollte aber ein Einzelner sie vortragen, so würde er natürlich ausgelacht werden, und zwar weniger von der Jugend als von deren lieben Eltern. Es ist ja so bequem, den „armen Kindern“ auf Allerwelts Unkosten ein rechtes Vergnügen zu machen!

Aber warum nimmt unsre Presse sich solcher Mißstände nicht an? Ja, das ist ein Punkt für sich, dem wir nun zum Schlusse noch eine kleine Betrachtung widmen wollen. Man könnte sich von den Präensionen, welche die Presse hinsichtlich unsers politischen öffentlichen Lebens erhebt, manches gefallen lassen — wenn nur die Presse ihre Obliegenheiten, wenigstens die lokalen Vorgänge und Interessen so wiederzuspiegeln, wie es den öffentlichen Interessen entspricht, wirklich erfüllte. Aber thut sie das? Es findet eine Ausstellung statt, welche nach allgemeinem Urtheil als ebenso unmotivirt wie mißlungen bezeichnet werden muß; teilt die lokale Presse dieses öffentliche Urtheil mit? Es werden Verloofungen veranstaltet, die geradezu den allgemeinen Unwillen erregen durch die Art, wie das loofekaufende Publikum hinsichtlich der Gewinne begaunert wird; bringt die lokale Presse dies zur Sprache? Es wird ein neues „Etablissement“ eröffnet, von dem man im voraus weiß, daß seine bleibende Existenz garnicht möglich ist, und daß es nur irgendeiner Bauspekulation oder ähnlichem sein Entstehen verdankt; erfährt dies jemand aus der lokalen Presse? Es besteht (hier knüpfen wir an das vorhin Besprochene an) irgendein grober lokaler Mißstand, von dem es jedermann bekannt ist, daß er mit irgendeinem Privatinteresse oder mit einer herkömmlichen Abneigung der Polizei, sich in diese Sache zu mischen, zusammenhängt; wird in diesem Falle jemals die lokale Presse den Mißstand energisch aufdecken? Ja, auch dieser Punkt gehört zu den städtischen, und zwar nicht nur klein-, sondern auch großstädtischen Unarten. Die Presse sieht sich, aller großen Redensarten ungeachtet, viel weniger als Repräsentantin der allgemeinen lokalen Angelegenheiten an, wie sie dies sollte, sondern sie ist auch in dieser Hinsicht theils Parteigenosse, theils Privatunternehmer. Was der und jener einheimische oder auswärtige Staatsmann oder Parlamentarier gesagt oder geschrieben hat, das erfahren die Leser, und wofür die Redaktion sich lebhaft interessiert (z. B. das Theater), dem werden ungezählte Spalten gewidmet; aber dasjenige, was ein jeder berechtigt wäre in der lokalen Presse zu suchen, das findet er nur zum geringsten Theile und in gefärbter Beleuchtung. Und dies ist ein Mißbrauch, gegen den im öffentlichen Interesse nicht minder angekämpft werden sollte, wie gegen die Unarten auf der Straße, das Abschiednehmen auf den Bahnhöfen und das Straßenschuffeln der Kinder.

Zusatz der Redaktion. Wir haben den vorstehenden Aufsatz eines unsrer geschätztesten Mitarbeiter gern zum Abdruck gebracht, da er viel Wahres enthält, wenn er auch vielleicht örtliche Erfahrungen etwas allzu kühn verallgemeinert. Während z. B. die aus Berlin gerühmte Zuborkommenheit des Publikums in den Pferdebahnwagen in Leipzig schlechterdings unbekannt ist, hat man in Leipzig nie über den Unfug zu klagen, daß Kinder auf dem „Trottoir“ schusseln. Sie legen sich ihre Schleifbahnen auf den freien Plätzen oder in den neben den Fußwegen herführenden Lägerinnen an, aber nie auf den Wegen selbst; wo sie es ja einmal versuchen, wird ihnen der Spaß sofort durch den „Sandmann“ verdorben. Da wir aber einmal bei den „städtischen Arten und Unarten“ sind, die sich übrigens vielfach mit dem großen, schon bei andrer Gelegenheit in diesen Blättern behandelten Kapitel von den „unerzogenen Erwachsenen“ berühren, so wollen wir gleich noch ein paar anschließen, die gerade in Leipzig im höchsten Maße im Schwange sind. Das eine ist das läuderliche Herumwerfen von Papiersegen auf den Straßen und Plätzen. Dieser Unfug kann in keiner deutschen Stadt so arg sein wie in Leipzig. Alles Straßensehnen hilft nichts — nach ein paar Stunden liegt alles wieder voll. Namentlich des Sonntags bieten in dieser Beziehung die Straßen Leipzigs einen geradezu skandalösen Anblick dar. Zum Teil mag das damit zusammenhängen, daß in der Buchhändlerstadt die Makulatur billiger ist als irgendwo sonst, und infolgedessen ein Stück Einwickelpapier, das man anderwärts drei- oder viermal benutzen würde, als etwas völlig wertloses erscheint; zum Teil aber ist es sicherlich eine bloße Unart der städtischen Bevölkerung, die einer dem andern gedankenlos nachmacht. Weitere Unarten herrschen ausschließlich unter der Herrenwelt. Dahin gehört der abscheuliche Unfug, auf den außerhalb befindlichen Stehplätzen der Pferdebahn oder an den Billetschaltern der Bahnhöfe, mitten im dichtesten Gedränge, die glühende Zigarre im Munde zu behalten, sodaß die Umstehenden fortwährend in Gefahr sind, ins Gesicht oder in den Nacken gebrannt zu werden; ferner die unbegreifliche Gedankenlosigkeit, auf den belebtesten Straßen den Stock entweder horizontal unterm Arme mit der Spitze nach hinten zu tragen oder — noch alberner — in der Ueberziehertasche (!) mit der Spitze nach oben, aber nicht etwa vorn an die Schulter gelehnt, sondern hinter dem Arme (!), sodaß eine kleine Handbewegung in der Tasche genügt, um dem ersten Besten, der hinter einem solchen Flaneur hergeht, die Stockspitze ins Auge zu bohren. Auch das sind Dinge, um die sich die Polizei recht wohl kümmern könnte. Wenn sich Erwachsene wie unerzogene Kinder benehmen, so dürfen sie sich auch nicht wundern, wenn sie auf offener Straße coram publico von den Aufsichtsbeamten der Polizei zurechtgewiesen werden. Wir lachen heute, wenn wir lesen, daß noch in den vierziger Jahren das Rauchen auf den Straßen überhaupt verboten war, wir lachen, wenn wir lesen, daß noch vor achtzig Jahren junge Leute überhaupt keine Stöcke tragen durften. Aber „wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen“ — sagt Lessing.

